

Die »Parsifalfrage«, oder:

Wer ist Kyra Stromberg?

Diese Frage ist nur auf Umwegen zu beantworten. Darüber hinaus verwundert sie ein wenig in Anbetracht der hohen Verkaufszahlen ihrer beiden populären Biografien über Djuna Barnes¹ und das Ehepaar Zelda und F. Scott Fitzgerald². Dennoch ist der Name vielen unbekannt. Diesem augenscheinlichen Widerspruch liegt ein zeitloses Prinzip zugrunde: aufrichtige Bescheidenheit. Und manche Menschen bringt diese eben um den Preis der Prominenz ...

Kyra Stromberg verzichtet auf die Hervorhebung ihres Namens und gewährt stattdessen stets „der Sache“, der sie sich selbstlos verpflichtet fühlt, den Vortritt. Wo andere sich wichtig nehmen, bleibt sie selbstkritisch und sieht über die eigene Bedeutung hinaus.

Sie selbst bezeichnet sich als „Publizistin“ – eine zwar schwer einzugrenzende, doch noch die zutreffendste Bezeichnung für die Fülle ihrer Tätigkeiten. Gerade in der Mannigfaltigkeit liegt oft der Kern – bzw. liegen *die* Kerne – eines Wesens verborgen: Um die Vielfalt in ihrer Gänze zu erfassen, genügt es nicht, sie in ihre einzelnen Bestandteile aufzulösen und sie damit ihrer Bindeglieder und Schnittmengen zu berauben. In diesem Fall ist es auch eine Frage der Gewissenhaftigkeit, sich dem Sachverhalt in seiner ganzen Breite und Komplexität anzunähern. Es gilt aber immer auch abzuwägen, inwiefern man vielleicht allzu schnell die besondere und eigenartige Respektabilität jedes einzelnen der sich darin vereinigenden Berufe zugunsten einer fassbareren Verallgemeinerung vernachlässigt.

Vorsicht ist also geboten – besonders in ihrem Fall, denn die Grenzen ihrer Arbeit sind fließend: Sie ist eben nicht *nur* Übersetzerin, nicht *nur* Journalistin, nicht *nur* Schriftstellerin, und nicht *nur* Photographin, Biographin etc. Aber sie ist eben auch nicht einfach *nur* eine Publizistin. Eine Begabung ergänzt die nächste und allem zugrunde liegt die ausgeprägte Flexibilität ihres Sprachvermögens und die unbestechliche Aufmerksamkeit ihres stets teilnehmenden Herzens und kritischen Verstandes.

Kyra Stromberg wuchs bis zu ihrem dritten Lebensjahr in Moskau auf. Da ihre Eltern 1918, ein Jahr nach der russischen Revolution, vor den Bolschewiken nach Deutschland flüchteten, wurde sie durch die Emigration von klein auf an verschiedene kulturelle und sprachliche Einflüsse und an Ortswechsel gewöhnt, zumal die Familie, auch nachdem sie in Deutschland sesshaft geworden war, zunächst innerhalb Hamburgs und dann in Berlin mehrfach umzog. Ihr Elternhaus war liberal und gastfreundlich, die Atmosphäre eine weltoffene.

Ihre Schulzeit verbrachte sie in Berlin. Nach dem Abitur studierte sie in Berlin, Wien und Bonn Anglistik und Romanistik – letzteres bei dem (für sein wissenschaftliches opus magnum *Europäische Literatur und lateinisches Mittelalter* bekannten) Romanisten und progressiven Europäer Ernst Robert Curtius –, sowie Geschichte und Kunstgeschichte.

Als sie beim Studium mit sich an eine Grenze geriet, unterbrach sie es durch einen halbjährigen Aufenthalt in England, überwiegend in Dartington Hall in Devonshire, einer experimentellen Gründung eines amerikanischen Paares, die Meisterateliers und Abteilungen für Choreographie (Kurt Jooss' „Der grüne Tisch“) und Schauspiel (mit dem Stanislawski-Schüler Michael Tschchow) anbot.

„Ich habe den jungen Henry Moore in seinem Atelier aufgesucht und habe mir die choreographischen und theatralischen Exerzitien angeschaut“, erzählt Kyra Stromberg, „aber ich habe die Parsifalfrage nicht gestellt: Wo liegt der Schlüssel zu diesen Aktivitäten? Was ist die Botschaft für mich?“

Nach einem halben Jahr kehrte sie beeindruckt und auch verwirrt nach Deutschland zurück. „Es war eine lebenskritische Situation, die ich damit abschloß, daß ich mich dazu entschloss, mich für längere Zeit vom Studium zu beurlauben und Photographie zu erlernen.“

Nach 3-jähriger Ausbildung zur Photographin und „Bildberichterstatlerin“, wie der Reporterberuf damals hieß, arbeitete sie zunächst als Laborgehilfin in einem kleinen Photogeschäft – voller Verzweiflung über den inzwischen erklärten Krieg, der, wie sie annahm, nunmehr keinen der Wege, die sie sich vorgestellt hatte, möglich machen würde.

Später ergab sich eine Tätigkeit als Cutterin und Assistentin eines Kulturfilmers, mit der sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen konnte.

Doch schon nach kurzer Zeit tat sie sich mit einer Freundin aus der Photoschule zusammen und machte sich selbstständig: Sie mietete einen großen, leeren Raum im Gartenhaus eines Gebäudes in der Budapester Straße am Berliner Zoo und machte daraus ein Mini-Atelier.

Während der Bombenangriffe auf Berlin wurde alles bis auf einen eigens angefertigten Sekretär und ein paar verbogene Lampen, die sie retten konnte, zerstört.

Nach Kriegsende begann sie dann, ihrer „Berufung“ – dem Schreiben – zu folgen; zunächst als Journalistin für die – in Kooperation mit den westlichen Besatzungsmächten noch im Entstehen begriffenen – neuen Tageszeitungen und Kulturzeitschriften, z.B. dem französisch lizenzierten *Kurier*, in dem sie mit einer Erzählung ihr literarisches Debut hatte.

„Ich habe damals eigentlich alles gemacht, und das war das Fabelhafte. Ich habe über jede Vernissage, über jede neue Ausstellung, über neue Theaterstücke, über alles, was eben kulturell im Gange war, schreiben können. Das hat sich natürlich nachher differenziert, aber am Anfang hatte ich eben alle Möglichkeiten. Das war eine enorm gute Lehre, eine umfassende Praxis.“

Fundierte Sachkenntnis, historisches Bewusstsein, Präzision des rhetorischen Ausdrucks und psychologische Schärfe sind dem Zweck der Kontextbildung untergeordnet, und die Hauptmerkmale ihres Stils. Dabei verfügt sie über das kostbare

Talent, Brücken zu schlagen, ohne ihren eigenen Standpunkt zu verleugnen. Sie ist ein Mensch mit Prinzipien, die keinen ausschließenden Charakter haben.

Sie schreibt gesellschafts- und zeitkritisch, immer mit dem Blick auf Ursache und Wirkung. Vor allem aber besticht sie ihre Leserschaft durch ihre scharfe Beobachtungsgabe und ihren hinreißenden, aber nie berechnenden Charme und leisen Humor, beispielsweise indem sie dezent wohlmeinende Ratschläge für gute Manieren einfließen läßt: „(Merke: An Nacktbadestränden ist vom Handkuss abzusehen; die Autorin.)“³.

Sie ist kein Mensch für leere Worthülsen, statt dessen schenkt sie jedem Wort sorgfältige Aufmerksamkeit, überprüft es auf seine Wirkung und ihre eigene Intention. Doch geht ihre persönliche Anteilnahme nie auf Kosten sachlich bemühter Neutralität und ihrer Bereitwilligkeit zu differenzieren – stets ist sie behutsam im Ausdruck und immer abwägend in ihrem Urteil. Ihr nie vordergründig involviertes Mitgefühl macht den besonderen Reiz der Lektüre aus: Ihre durch ausgeprägte Sensibilität geschärfte Beobachtungsgabe und ihr psychologisches Einfühlungsvermögen ermöglichen eine weiträumige und fein aufeinander abgestimmte Verwertung persönlicher Eindrücke und Vermittlung fachlich-informativen Wissens.

Die Formel hierfür ist simple: Mehr Input entspricht mehr Output – quantitativ und qualitativ. Das Resultat ist eine sich ergänzende Mischung aus menschlicher Milde und scharfsinnigem Intellekt. Die Art ihrer Betrachtung und der Ausdruck derselben sind identisch; dabei bewegt sie sich mit einer Genauigkeit und Eleganz durch die Welt der Wörter, wie eine Meerjungfrau in dem ihr vertrautesten Element.

Genau dieses literarische Geschick stellt sie auch in ihrem ersten Roman *Das Nadelöhr*, der in gemeinsamer Arbeit mit ihrem späteren Ehemann Stephan W. Escher entstand und 1952 im Hamburger Claassen-Verlag erschien, unter Beweis: In einer sprachlichen und psychologischen Virtuosität springt die Autorin zwischen den verschiedensten Sprachstilen und Denkweisen der Charaktere hin und her. Man könnte hier fast von einem schauspielerischen Talent im übertragenen Sinne sprechen, denn die besondere Ausgestaltung der unterschiedlichen Wesensarten der Verfasser von Briefen und Tagebuchnotizen, aus deren Retrospektive die Handlung erzählt wird, wirken äußerst

authentisch und ergreifend und machen die Lektüre zu einem anspruchsvollen und fesselnden Erlebnis.

Dieses sich in eine Person und in eine Zeit und der sie prägenden Lebenssituationen hineinversetzen Können prägt auch die Fassbarkeit und Plastizität ihrer Autorinnen-Portraits von Virginia Woolf⁴, Hilda Doolittle (H.D.)⁵, Edith Sitwell⁶ und Djuna Barnes⁷, die in den achtziger und neunziger Jahren entstanden.

Ihr zweites Buch erschien 1954. Entschlossen und mit einer Kamera bewaffnet durchreiste sie allein ein Jahr lang den Iran:

„Man soll bereit sein, seine Traumvorstellungen im Anblick der Wirklichkeit aufzugeben. Man soll sich enttäuschen lassen.“ Dieser Satz, entnommen aus *Der große Durst – Reise durch Iran*⁸ verdeutlicht ihren Willen, das Land in all seiner Wahrhaftigkeit zu erkunden, es unbehelligt von jeglicher Klischeevorstellung des Orients auf sich wirken zu lassen. Doch täuscht diese richtunggebende Erklärung nicht über die poetische Kraft ihrer Sprache hinweg, die dieses Buch zu mehr als bloß einem illustrierten Reisebericht machen:

Die schnurgerade Straße kocht schon morgens um neun Uhr in Staub und Hitze. Der Fahrtwind war glühend, als käme er aus einem Backofen. Kleine Schweißrinnsale liefen den Körper entlang und sammelten sich in den Kniekehlen.

Du trittst aus den künstlich unterkühlten Wohnungen hinaus und die Hitze fällt Dich an und umklammert Dich. Sie ist etwas Körperhaftes. Ihr Gewicht ist ein Vielfaches Deines eigenen. Du wirst dünn und dürr und knochenlos in ihrer dauernden Umarmung. Es ist nicht eigentlich unangenehm. Es ist verzehrend, wie gewisse Alpträume, in denen man sich schmerzlos auflöst, dahinschwindet.

Nach ihrer Rückkehr und der Geburt ihrer Tochter verdiente sie sich ihren Lebensunterhalt weiterhin mit literarischen Übersetzungen – über 40 Werke hat sie aus dem Amerikanischen, Englischen und Französischen ins Deutsche übertragen –, ihrer journalistischen Arbeit und kulturwissenschaftlichen und architekturkritischen Publikationen. Zahlreiche Artikel und Essays hat sie in verschiedenen Tages-

und Wochenzeitungen, beispielsweise in der „Frankfurter Allgemeinen“, der „Stuttgarter Zeitung“, der „Zeit“, aber auch in (Fach-) Zeitschriften wie „Kunst und Antiquitäten“, „Jahresring“ oder „Freibeuter“ veröffentlicht. Daneben verfasste sie literarische und kulturwissenschaftliche Beiträge, Glossen und Features für den Rundfunk.

1995 wurde sie mit dem Hedwig-Dohm-Preis des Journalistinnenbundes ausgezeichnet, drei Jahre später mit dem Maria-Enslé-Preis der Kunststiftung Baden-Württemberg, und im Jahre 2002 wurde ihr der Reinhold-Schneider-Preis der Stadt Freiburg verliehen.

Zuletzt setzte Kyra Stromberg mit „Penelope 2000 – ein Selbstgespräch“ eine Reihe von Arbeiten modifizierter Mythen der griechischen Antike fort. Der Text entstand begleitend zu einem gleichnamigen Theater-Projekt im Jahre 2003.

Strombergs Penelope, in die heutige Zeit versetzt, zieht nach der Rückkehr des Odysseus eine nüchterne Bilanz über ihre Zeit des Wartens. Dabei wird sie von einer Seite beleuchtet, die das bei Homer vermittelte Frauenbild modifiziert und erweitert: „Ich wäre gern – und ich glaube sogar eine gute – Architektin geworden“, läßt sie sie sagen. Und:

In all diesen Jahren ist das Bild der Penelope entstanden, die ich *nicht* bin. Ich kenne sie alle, die lobenden Etiketten, die sie mir anheften:

Penelope, die Kluge, die Einsichtige, die immer Verständnisvolle, die ihn [Odysseus] zu seinen abenteuerlichen Reisen ermutigte, die Nachsichtige, die ihm alles verzieh – kurz die GROSSE GELASSENE ... Alles das bin ich nicht. Es war eine jahrzehntelang geübte Maskerade. Ein Etikettenschwindel.

Sich in Gedanken- und Empfindungswelt der Menschen hineinzuversetzen, ob sie nun real existieren, einmal existiert haben oder nur in mythischer Gestalt eine fiktive Realität besitzen, fällt der Autorin nicht schwer, wie auch ein imaginärer Briefwechsel mit Franziska zu Reventlow zeigt. Doch bedeutet dies nicht, daß sie dem „Mythos“ in anderer Hinsicht nicht auch ab und zu skeptisch gegenüber stehe.

In ihrem Portrait *Ein uneingelöstes Versprechen – Über Eugen Gottlob Winkler*

beweist sie ein weiteres Mal ihre unbestechlich kritische Bedachtsamkeit mit der allzu schnellen Mythenbildung um berühmte, von der Öffentlichkeit gerne in den Götterhimmel gehobenen Persönlichkeiten. Man hört aus dem Ton dieser Darstellung zuweilen eine eigene besinnliche Weisheit heraus, mit der sich die Autorin in unpathetischer, realistischer und relativierender Weise Winklers Leben und Werk, aber vor allem seinem Wirken nähert. Es ist die Betrachtung aus einer nahbaren Unnahbarkeit heraus, die die Grenzen zwischen aufrichtiger Wertschätzung und geblendeter Verfehlung nur zu gut durchschaut.

Kyra Stromberg ist eine bekennende Einzelgängerin, die sich zu Einzelgängern hingezogen fühlt. Sie ist ein kulturbeflissener und ein „heimlicher“ Flaneur, der die literarische Welt mit dem gleichen Bewusstsein durchstreift, wie die Welt, der sie entspringt: ein ebenmäßiger und spagatfähiger Spaziergänger, der seine Füße stets auf dem Boden der Tatsachen behält.

Zur Zeit schreibt sie an ihren Memoiren. Man darf gespannt sein...

SONJA LENZ

Dieses Portrait basiert auf einem Interview und Gesprächen mit Kyra Stromberg.



© privat

1 Djuna Barnes – Leben und Werk einer Extravaganten. Berlin: Wagenbach, 1989.

2 Zelda und F. Scott Fitzgerald. Ein amerikanischer Traum. Berlin: Rowohlt, 1997.

3 Aus: Lebensart oder der diskrete Charme der Bourgeoisie. In: Freibeuter 47. Die guten Sitten. Berlin: Wagenbach, 1991.

4 Nachwort in: Virginia Woolf. Der Suchscheinwerfer. Erzählungen und Skizzen. Frankfurt a.M.: Büchergilde Gutenberg, 1990.

5 Vorwort in: H.D. Hilda Doolittle, HERmione. Berlin: Wagenbach, 1998.

6 Edith Sitwell. Englische Exzentriker. Eine Galerie höchst merkwürdiger und bemerkenswerter Damen und Herren. Berlin: Wagenbach, 1987.

7 Djuna Barnes. Paris – Joyce – Paris. Berlin: Wagenbach, 1988.

8 Der große Durst – Reise durch Iran. Hamburg: Claassen, 1954.